

Nr. 21. Bromberg, den 29. Januar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

Der Weg von Reykjavik zu den heißen Quellen ist nicht zu verfehlen. Er ist der nämliche, der nach Thingvellir führt, der alten Thingstätte Islands. „Eine Stunde auf diesem Wege und dann einen kleinen Feldweg links ab", hatte die Wintin gesagt. Man konnte nicht irre gehen. Die Straße führt durch die ärmliche Vorstadt, die nur Rasenhütten aufweist, hinaus über breite Rasenflächen, die sich rechts und links vom Wege ausdehnen. Der Verkehr auf ihr ist sehr lebhaft. Männer, Frauen und Kinder reiten aus oder kehren von Besuchen oder Besorgungen heim und treiben ihre Ponys mit der langen Lederpeitsche an. Nicht selten sieht man auch kleine, zweisitzige Automobile, die im Sommer den Verkehr mit Thingvellir vermitteln. Viele Touristen, die nur Thingvellir kennen lernen wollen und sich dem Pony nicht anvertrauen, fahren im Automobil, das für die lange Strecke von mehr als 50 Kilometer nur fünf Kronen Fahrgeld pro Passagier verlangt. Die Automobile sind erst vor kurzem von einer amerikanischen Firma in Reykjavik eingeführt worden und die Ponys haben sich an ihren Anblick noch nicht gewöhnen können. So oft ein kleiner Kraftwagen ratternd und fauchend herankommt, zittern die Tiere, schäumen in das Gebiß und steigen. Es bedarf aller Kunst ihrer geübten Reiter, sie zu beruhigen.

Der Apotheker sah es mit heimlichem Grausen. Morgen würde auch er auf einem Pferde sitzen und wenn ihm ein Automobil entgegen kam, würde sein Pferd sich auf die Hinterbeine stellen und die Vorderbeine in die Luft werfen, wie ein Zirkuspferd. Er hatte sich vor dem Galopp gefürchtet; jetzt sah er, daß es noch etwas Schlimmeres gab. Was sollte er machen? Das Einfachste würde sein, auch im Automobil zu fahren. Mochten die anderen auf ihren Pferden herumtanzen. Er war nicht nach Island gekommen, um sich als Zirkusreiter auszubilden. Doch das Automobil fuhr nur bis Thingvellir. Dann kamen Wege, die man nur auf dem Pferde zurücklegen konnte. Was sollte er tun?

Er vertraute, während der Oberlehrer gerade in seinem Bädecker nachlas, seine Bedenken Tante Therese an.

Sie schaute die entgegenkommenden Reiterinnen kritisch an. Wie sie auf dem Pferde saßen! Schaukelten von rechts nach links, bogen sich vor- und rückwärts. Das war doch kein richtiger Halt. Wenn sie wenigstens rittlings wie die Männer sitzen würden, wie zwei junge Bauerndirnen, die eben vorbei trabten. Das war noch vernünftig. Sie überlegte. Warum konnte sie nicht auch so reiten, sie und ihr Minchen?

Sie wandte sich an den Oberlehrer. „Wir wollen so wie Herren reiten mein Minchen und ich. Das ist sicherer."

Dr. Heinicke war entsetzt. Die ganze Schuljugend von Reykjavik würde hinter ihnen herlaufen. Er suchte zu beruhigen.

„Sie brauchen keine Angst zu haben. Solche wilden Pferde bekommen wir nicht. Die Gäule, die an Touristen vermietet werden, sind alte Tiere, die nicht mehr steigen können."

Overwegs sorgenvolle Stirn glättete sich; doch Tante Therese beharrte auf ihrem Willen. „Einerlei. Wir wollen doch im Herrensattel reiten. Sicher ist sicher."

Elterlein machte Hedda auf die ihnen begegnenden Isländerinnen aufmerksam, die fast alle die kleidsame Nationaltracht trugen, schwarze Tuchröcke und helle Schürzen eng anliegende schwarze Jacken, die auf der Brust das weiße gefältete Vorhemdchen sehen ließen und mit Silberfiligran reich geschmückt waren. Das Interessanteste an ihnen aber war ihre Haartracht: ein schwarzes Stückchen Tuch auf dem Kopf, von dem seitlich eine seidene Quaste herabhing. An der Quaste war eine schmale Silberröhre befestigt, durch die eine Haarsträhne gezogen wurde.

„Soll ich mir solch ein Kostüm kaufen und mich darin für dich photographieren lassen?" Hedda lachte ihn an.

Doch er wollte von der Maskerade nichts wissen. „So, wie du bist, bist du mir recht. Und nicht ein bißchen darfst du anders werden."

Einige gelbe Häuser, die links von ihnen weit ab vom Wege hinter einer Umzäunung sichtbar wurden, lenkten ihre Gedanken ab. Elterlein nahm seine Karte, um sich zu orientieren.

„Das muß das Leprosorium sein, das Heim der Leprakranken. Hier ist der Feldweg, der hinführt."

Hedda drängte sich schaudernd an ihn. Dort lebten vom Aussatz zerfressene Menschen, dort lebten sie, geächtet von der Menschheit, die sie ausgestoßen hatte, jahrelang. Stück um Stück, Glied um Glied faulten ihre Körper ab, bis der Tod sie von einem Leben erlöste, das schlimmer als tausend Tode gewesen war.

„Zum Glück gibt es nur wenig Lepraherde mehr. Die Krankheit ist fast erloschen. Im Mittelalter war sie weit verbreitet. Jetzt haben wir in Deutschland nur noch ein einziges Leprosorium bei Memel. Und auch in anderen Ländern geht die Krankheit sehr zurück. Sie ist eine von den wenigen, für die es keine Rettung gibt."

Hedda antwortete nicht. Sie hielt seine Hand fest, in der die ihrige leicht zitterte. Wie schön war die Natur, der Himmel so blau und die Luft so klar und von fern grüßten die hohen Berge mit ihren schneebedeckten Firnen. Dort drüben aber standen die gelben Leprahäuser, die einen dunklen Schatten auf das sonnige Bild warfen. Warum war die Natur so grausam? Wie mußte den Menschen dort zu Mut sein, die das herrlichste Bild vor Augen, für immer von all dem Schönnen ausgesperrt blieben. Gefangene auf Lebenszeit, die niemals gesündigt hatten? Manche Menschen bekommen vom Leben alles Gute, ohne ihr Verdienst; andere tragen alles Leid, ohne ihre Schuld.

Dr. Heinicke stand mitten auf der Landstraße und blickte bald auf seine Karte, bald auf den Weg. Er hatte noch eben den Dampf der heißen Quellen gesehen. Auf dem ganzen Weg war der Dampf sichtbar gewesen. Nur der weißen Rauchsäule sollte er nachgehen. Dann könnte er gar nicht irren, hatte die Wirtin gesagt. Doch jetzt war die Rauchsäule verschwunden. Das war eine sehr unangenehme Überraschung. Er war der Führer; ihm sollten die anderen folgen. Und jetzt verlief er sich! Das war sehr peinlich. Aber er war der Mann, auch einer schwierigen Situation Herr zu werden. Passanten kamen andauernd vorbei. Er brauchte nur einen von ihnen zu fragen. Seine Reisegefährten sollten gar nichts davon merken. Für sie wollte er der Führer bleiben, der alles wußte.

Er entnahm seinem Etui eine Zigarre, steckte sie in den Mund, und fühlte seine Tasche ab. „Schade, jetzt habe ich kein Streichholz."

Ein junger Bursch kam mit einem Handwagen ihm entgegen. Er trat auf ihn zu und bat um Feuer. Der Bursch reichte ihm schweigend ein Streichholz. Der Lehrer steckte seine Zigarre an und fragte nach den heißen Quellen, die

hier in der Nähe sein müßten. Der Bursche grinste. Ja, den Weg wüßte er schon, würde ihn dem Herrn auch gern zeigen; aber eine Krone müßte er dafür bekommen.

Dr. Heinicke war empört. Für eine Auskunft, die überall umsonst erteilt wird, für eine Gefälligkeit, die man mit einem Vergeltsgott bezahlt, forderte man auf Island eine Krone!

Der Bursche beharrte auf seiner Forderung. Wenn der Herr nicht zahlen wolle, könne er zur Stadt zurückkehren und dort den Weg noch einmal erfragen. Hin und zurück, das wären zwei Stunden Wege. Wären ihm die nicht eine Krone wert?

Der Oberlehrer zog seine Börse. Doch zugleich machte er eine Notiz in sein Taschenbuch. „Die Isländer geben eine Wegauskunft nur, wenn man sie dafür bezahlt.“ Das mußte er daheim in seinem Vortrage erwähnen.

Der Bursche ging einige Minuten mit ihm zurück und zeigte ihm einen schmalen Feldweg, den er vorhin übersehen hatte. Hinter einem kleinen Hügel, der sie verdeckt hatte, lagen die heißen Quellen, nur wenige Schritte entfernt.

Schweigend standen alle vor der seltsamen, niemals erschauten Naturerscheinung. An zwei Stellen traten aus dem braunen Lehmboden die Quellen, die kochend heißes Wasser mit sich führten. Das Wasser wurde in eine steinerne Rinne geleitet, zu deren beiden Seiten Frauen und Mädchen hockten und Wäsche wuschen. Zwei kleine Holzhäuser, die neben der Rinne errichtet waren, dienten zum Aufbewahren der Waschbretter und als Unterkunft bei schlechtem Wetter. An hölzernen Gerüsten, über die Leinen gezogen waren, trockneten gereinigte Wäschestücke.

„Kochendes Wasser, das aus dem Erdinnern kommt! Ist es nicht wie etwas Heiliges? Die Alten hätten einen Tempel darüber errichtet und einen Priester bestellt, die Altäre des Gluhgottes zu hüten,“ sagte Elterlein. „Hier machen die Menschen eine Waschküche daraus. Die Isländer sind praktische Menschen.“

„Sehr praktische,“ sagte Dr. Heinicke und dachte an seine Krone.

„Aber die Waschküche ist gut. Sie haben hier immer heißes Wasser. Was das bedeutet, kann nur eine Hausfrau verstehen,“ sagte Frau Enkelmann. Sie war die einzige Sachverständige.

„Wenn wir das in Deutschland hätten, würde man aus dem Wasser eine Heilquelle machen, darin baden oder das Wasser auf Flaschen füllen,“ sagte der Apotheker. „Es würde sich sehr gut bezahlt machen. Kann man hier keine Andenken kaufen?“

„Einen Becher mit einer Ansicht der heißen Quelle hätte er gern mitgenommen.“ Dr. Heinicke verneinte. Hier wurde nur gewaschen; verkauft wurde hier nichts, nicht einmal Ansichtspostkarten. Doch in der Stadt würde er alles bekommen können. Overweg schüttelte den Kopf. Das sei nicht das Richtige. Man müsse jede Erinnerung an Ort und Stelle kaufen. Dann könne er ebenso gut die Andenken an den Geysir in Reykjavik kaufen.

Dr. Heinicke sagte, daß er das auch wahrscheinlich tun müßte. Denn der Geysir läge inmitten einer großen Lavawüste. Es wäre sehr unwahrscheinlich, daß sie dort einen Basar treffen würden, in dem Reiseandenken feilgeboten werden.

Auf des Apothekers Herz wälzte sich eine schwere Sorge. Sollte er Geysirandenken kaufen, die niemals am Geysir gewesen waren? Oder sollte er ganz auf sie verzichten?

Hedda machte seinen Bedenken ein Ende.

„Sie können doch in Reykjavik Tassen und Gläser mit Bildern vom Geysir kaufen, so viel Sie wollen. Die packen Sie in Ihre Reitkiste und wenn wir am Geysir sind, tauchen Sie sie hinein. Dann sind die Andenken auch am Geysir gewesen.“

Dankbar schaute er sie an. „Ja, Fräulein Vulpius. Sie haben recht. Dagegen kann niemand etwas sagen.“

Den Heimweg legten sie in der gleichen Ordnung zurück, voran der Oberlehrer mit dem Apotheker und Frau Enkelmann, hinter ihnen Hedda und Elterlein. Doch hielten die Verlobten sich nicht mehr an den Händen.

„Die anderen könnten sich umdrehen und dann würden sie fragen. Sie sind uns alle zu fremd und brauchen von unserem Geheimnis nichts zu wissen. Zuerst erfährt es der Vater und dann die anderen“, hatte Hedda gesagt und er mußte ihr recht geben.

Als sie die gelben Leprahäuser wieder in Sicht bekamen, sahen sie auf dem schmalen Wege, der vom Leprosorium zur Straße führte, Dr. Marsson langsam ankommen. Hedda und Elterlein blieben stehen, bis er herankam. Dann begrüßten sie ihn.

Dr. Marsson zog den Hut. „Guten Morgen! Waren Sie bei den heißen Quellen? Sie sind sehenswert.“ Seine Stimme klang müde, schleppend und sein Gesicht war grau, eingefallen. Er sah aus, als ob er seit gestern um Jahre gealtert wäre.

Heddas Herz, das schon beim Anblick der furchtbaren Häuser schneller zu schlagen begonnen hatte, krampfte sich zusammen. Wie lange war es her, daß der nämliche Dr. Marsson ihr mit lachenden Augen gedankt hatte, weil sie dem Isländer seine Rosen für die Mutter gegeben hatte? Heute hatte er wieder das furchtbare Gesicht von Edinburgh, das schmerzzerrissene Gesicht, das kein Lachen kannte.

Elterlein versuchte ein harmloses Gespräch in Gang zu bringen. Sie hatten Hedda zwischen sich genommen und schritten im Gleichtakt.

„Waren Sie auch spazieren? Sie hätten uns begleiten sollen, Herr Doktor!“

Dr. Marsson schaute nicht auf; er blickte angestrengt auf den Boden, als ob er etwas suche. Dann sagte er langsam:

„Ich war im Leprosorium; meine Frau und mein Junge leben dort.“

„Dort!“ Hedda schrie auf, schwankte, griff in die Luft. Elterlein fing sie in seinen Armen auf. Schwer hing sie ihm an der Brust, während er ihr zuflüsterte.

„Hedda. Mut! Mein tapferer Liebling! Nimm dich zusammen. Er braucht uns jetzt.“

Ihre Augen füllten sich mit Wasser. „Es ist so furchtbar. Seine Frau und sein Kind.“

Dr. Marsson war langsam weiter gegangen, mechanisch Schritt vor Schritt setzend, ohne sich umzusehen. Er wußte was nun kommen mußte. Es war immer das Nämliche.

Als er ihre Schritte wieder neben sich hörte, sagte er müde, ohne den Kopf zu wenden. „Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Ich stecke Sie nicht an. Ich muß es wissen. Ich bin Arzt.“ Er sagte es, obwohl er wußte, daß es nichts helfen würde. Es war immer das Nämliche. Jetzt würden auch sie ihn meiden.

„Ich kann Sie nicht anstecken. Sie brauchen sich nicht zu fürchten.“

„Fräulein Vulpius hat keine Furcht. Nicht im mindesten. Nicht wahr, Hedda?“

Unwillkürlich war Elterlein ihr Geheimnis entfahren.

Dr. Marsson schaute auf. „Hedda? Ich gratuliere Ihnen.“

Er reichte ihnen seine Hand, zog sie aber sofort wieder zurück.

Doch schon hatte Hedda sie gefaßt und hielt sie fest.

„Danke schön. So. Nun sehen Sie selbst, daß wir uns nicht fürchten. Aber von unserer Verlobung sprechen Sie bitte noch nicht. Es soll noch niemand wissen.“

Dr. Marsson nickte, gab keine Antwort. Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander.

„Wie ist es denn gekommen, das — mit — Ihrer Frau — und dem — Kinde?“

Hedda sagte es leise und ihre Stimme zitterte.

Dr. Marsson schaute auf. Nein, Furcht vor Ansteckung hatten sie nicht und aus ihren Fragen klang auch keine Neugier. Hier waren Herzen, die mit ihm litten.

„Es sind jetzt acht Jahre her. Ich war damals Assistent an der Königsberger Universität und arbeitete an meiner Habilitationsschrift. Eine Monographie des Hansen'schen Leprabazillus sollte es werden, eine kritische Studie. Der Aussatz hat mich schon als Student interessiert. Ich war deshalb nach Königsberg gegangen, weil Memel nicht weit davon liegt. Memel ist das einzige Leprosorium, das wir in Deutschland noch haben. Dort hatte ich auch mein Laboratorium. Meine Frau — ich war damals fünf Jahre verheiratet — begleitete mich häufiger. Da muß es geschehen sein. Eines Tages sah ich an ihrer Schulter die rotbraunen Flecken. Da wußte ich, daß sie verloren war.

Ich sagte ihr nichts. Mein erster Gedanke war, ihr Morphium zu geben; dann wäre sie ahnungslos eingeschlafen. Den Mord hätte ich auf mein Gewissen genommen. Aber ich mußte vorsichtig vorgehen, damit mich kein Verdacht traf. Denn ich mußte noch leben, für unseren Jungen und für meine Arbeit. Am nächsten Tage mußte ich den Gedanken an das Morphium wieder fallen lassen. Die Kinderfrau rief mich zu unserem Jungen. Sie hatte ihn gerade gebadet und an seiner Ferse rotbraune Flecken gefunden. Ich sollte nachsehen, ob es Scharlach wäre. Da hatte ich auch meinen Jungen nicht mehr. Es war unser einziges Kind.“

„Ist denn die Ansteckungsgefahr eine so große?“

Elterlein wollte das Gespräch auf das wissenschaftliche Gebiet hinüberleiten, um abzulenken

„Nein. Groß ist sie nicht. Nur durch einen engen Verkehr mit den Kranken kann man sich infizieren. Wie meine Frau angesteckt wurde, ist mir noch heute ein Rätsel. Auf das Kind muß sie den Keim übertragen haben, als sie ihm einmal mit ihrem Taschentuch die Nase putzte. Leider tun das alle Mütter. Es ist so gefährlich. Sehr viele Bazillen sitzen in der Nasenschleimhaut. Auch die Leprabazillen leben dort.“

„Warum brachten Sie Ihre Angehörigen hierher? Warum nicht nach Memel? Dort hätten Sie sie häufiger sehen können?"

„Im Memel wären sie Gefangene gewesen. Hier sind sie frei. Als ich ein Leprosorium wählen mußte, dachte ich sofort an Island und meine Frau stimmte mir zu. Im Frühjahr und im Herbst, wenn keine Fremden hier sind, kommen die Kranken manchmal heraus. Nicht in die Stadt hinein, aber in die freie Natur hinaus. Sie haben ihre Pferde und machen Ausritte zum Geysir und Gullfoß, zur Hekla und zum Vanajökull. Sie machen oft große Ausflüge ins Innere des Landes, wo sie keinen Menschen treffen können. So ist es doch noch etwas wie ein Menschenleben."

„Und — an — das Morphium dachten Sie nicht mehr?" Hedda war in furchtbarer Erregung; ihre Augen glänzten fieberhaft, ihre Hände zitterten, ihre Brust keuchte. Herr im Himmel! War so etwas möglich? Und es gab Menschen, die es aushalten konnten!

Dr. Marsson sah sie dankbar an; diese Teilnahme hatte er noch niemals gefunden. „Zum Morphium hatte ich kein Recht mehr. Meine Frau nahm ihr Schicksal leichter, als sie erfuhr, daß sie das Kind würde pflegen müssen. Und vor dem Jungen lagen einige frohe Kinderjahre. Die durfte ich ihm nicht nehmen. Denn die Krankheit ist schmerzlos, da die Nerven zuerst zerstört werden. Später erblinden die Kranken auch und sehen ihre Wunden nicht mehr."

„Sind — die Ihrigen — schon — so weit?"

„Sie haben es bald überstanden. Es geht zu Ende, in diesem Jahre noch. Gott sei Dank!"

Hedda hielt ihr Tuch vor den Mund und zerbiß es mit den Zähnen, um den Schrei zu unterdrücken, der ihr die Kehle zu sprengen drohte. Elterlein hatte den Arm um sie gelegt und stützte sie sanft.

Dr. Marsson zog seine Uhr. „Wir müssen schneller gehen. Es ist ein Uhr. Die anderen sind garnicht mehr zu sehen."

Er war ruhig geworden und blickte wieder friedlich, fast heiter. Er hatte sich abgefunden. Acht Jahre sind eine lange Zeit. Nur manchmal, wenn man an sie rührte, brannten die alten Wunden. Heute hatte er die Seinen zum letzten Male gesehen. Sie hatten ihn auch an der Stimme nicht mehr erkannt. Sie waren bereits im Einschlafen. So war es das Beste.

(Fortsetzung folgt.)

Nebelnacht.

Novelle von Hans Bethge.

Ich wohnte einige Wochen in dem kleinen norddeutschen Dorfe Silben. Es ist anmutig gelegen, in einer fruchtbaren, an Bäumen reichen Gegend, durch die sich ein helles Flüßchen schlängelt. Ich streifte damals viel im Freien herum und kam während des Tages mit Menschen wenig in Berührung. Nur des Abends ging ich zuweilen ins Wirtshaus, um ein paar Stunden mit dem Arzt, dem Förster, manchmal auch mit dem Pfarrer zu verplaudern. Es war ein besonders heißer Sommer. Alle Menschen sahen kupfern aus, wie Zulus.

Am Abend stellten sich zuweilen unvermutet Nebel ein und verhüllten das Land. Es waren gewöhnlich feine weiße Strichnebel, die über die Felder und Wiesen zogen, gleich durchsichtigen seidenen Geweben. Wenn über ihnen die Sterne zu scheinen anfingen oder der Mond seine blassen Strahlen in sie hineinwarf, daß sie funkelten gleich perlenbesetzten Gewändern, so schien diese Landschaft einem fernen Traum entstiegen zu sein.

Eines Tages kam ich bei anbrechender Dunkelheit von allerlei Streifereien in das Dorf zurück, begab mich in meine einfache Behausung und nahm das Abendessen ein. Dann las ich bei der Lampe in einem Buch und machte mich, als die Kirchenuhr neun schlug, auf, um in das Gasthaus zu gehen. Als ich zur Haustür hinaustrat, lag das Dorf im Nebel. Er stand dick wie eine Mauer nach allen Seiten hin und regte sich nicht. Ich tappte halb aufs Geratewohl vorwärts und langte endlich bei dem Wirtshaus an. Als ich aber die Tür öffnete und eintreten wollte, merkte ich, daß es das Wirtshaus gar nicht war. Der Nebel hatte mir einen Streich gespielt, ich war fehlgegangen. Ein Kind des betreffenden Hauses brachte mich in die Wirtschaft hinüber, wo der Arzt und der Förster schon auf mich warteten. Ich erzählte, was mir soeben in dem Nebel zugestoßen sei. Der Arzt entgegnete:

„Seien Sie froh, daß Ihnen nichts Schlimmeres passiert ist. Wer diesen Nebel nicht kennt, soll sich vor ihm hüten. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. —

Es ist schon eine Weile her, — ich wohnte erst ein halbes Jahr im Dorf. Sie wissen, ich habe Pferd und Wagen, wegen der Patienten in den umliegenden Ortschaften. Einmal wurde mir der Gaul krank und durfte den Stall nicht verlassen. Nachts kommt man und ruft mich dringend zu einem Kranken nach Ramin, einem Orte etwa eine halbe Meile östlich. Ich schimpfe und wettere, und am Ende muß ich den Mann zu Fuß zu seinem schwerkranken Vater nach Ramin begleiten. Es war eine helle, sternklare Sommernacht, weich und duftig, und eigentlich war es eine Lust, so durch die mondbeschienenen Felder zu schreiten. Die unbequeme Müdigkeit war bald aus meinen Gliedern gewichen, mit ihr die schlechte Laune, und ich fand wirklich Freude an diesem nächtlichen Spaziergang. Ich sah und hörte allerlei Heimliches, Ungewohntes, das mir reizvoll war. So das merkwürdige Säuseln mancher Baumkronen, von Luftzügen bewegt, die man sich in der stillen Nacht nicht zu erklären wußte; auch das unvermutete Rascheln und Rennen im Feld, das von aufgescheuchten Tieren herkam.

Auf einer alten Steinbrücke überschritten wir den Fluß. Gleich jenseits der Brücke duckte sich eine kleine Schenke an den Weg. Auf dem Dach lag der Mond wie Schnee. Von drinnen hörten wir einige lachende Stimmen. Mein Begleiter sagte mir, daß es italienische Arbeiter seien, die eine Straße in der Nähe ausbesserten und in der Schenke wohnten.

Schließlich gelangten wir an unser Ziel, in das von baumarmen Feldern umgebene Dorf, dessen Turm wir schon vorher gegen den hellen Himmel hatten aufragen sehen. Bei dem Kranken war nicht viel zu tun. Es handelte sich um einen jener Fälle, die man allein sich zu Ende kämpfen lassen muß. Ich konnte mich nur bemühen, dem Alten das Letzte möglichst leicht zu machen. Ich schärfte dem jungen Bauern die nötigen Verhaltungsmaßregeln ein und wandte mich dann zum gehen. Als ich ins Freie trat, sah ich, daß sich silberne Nebelstriche über die Felder gelagert hatten. Sie schweiften und wehten leise hin und her. Der Himmel war noch klar und voller Sterne und der Weg gut zu erkennen. Ich schritt zu; mitunter, wenn die Nebel an mir vorbeistrichen, wehte mich ein eiskalter Hauch an. Nach und nach bezog sich das Firmament, die Gestirne erloschen und die Nebel wurden dichter. Weiß der Himmel, woher sie kamen, sie schienen aus der Erde zu wachsen, sie türmten sich wie Wolken übereinander, sie schoben und drängten sich, bis sie schließlich feststanden und sich nicht mehr regen konnten. Ich kam wieder an der Wegschenke vorbei. Sie hob sich im Nebel nur wie eine dunkle, klobige Masse ab, wie etwas unheimlich Lebloses, in dem aber das Leben doch wohnte und nur darauf lauerte, daß man es weckte. Jenseits des Flusses wurde es noch schlimmer. Es kam mir vor, daß kleine Wirbel von Nebeln um mich her tanzten, zuweilen öffnete sich einmal ein Ausblick, einige Bäume, ein Stück Feld oder Gebüsch wurde sichtbar, dann schnürte sich wieder alles zu und wehte trügerisch durcheinander. Angst überfiel mich. Um umzukehren, war es zu spät. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand und ob ich überhaupt auf dem richtigen Wege war. Ich hatte gar keine Anhaltspunkte mehr und tastete einfach auf gut Glück in die Finsternis hinein. Dabei traten allerlei abscheuliche Vorstellungen vor mich hin. So: wenn jetzt einige von den italienischen Arbeitern betrunken irgendwoher auf mich zuwankten und mich niederschlügen. Oder: wenn ich jetzt an den Fluß käme und sähe ihn nicht.

Bald merkte ich, daß ich vom Fußweg abgekommen war und mich auf einem Ackerfeld befand. Es war, um die Fassung zu verlieren. Plötzlich mußte ich denken: wenn ich jetzt abstürzte, in eine Sandgrube etwa und müßte da die Nacht durch liegen bleiben und vielleicht noch den kommenden Tag, — ein abscheulicher Gedanke. Während ich ihm noch nachhing, merkte ich, daß ich den Boden unter den Füßen verlor, ich fiel, schlug mit den Armen in die Luft, fühlte ein Krachen im Kopf, ein Schwindel folgte, und dann war alles still.

Als ich zur Erkenntnis der Dinge kam, spürte ich ein dumpfes Gefühl im Kopf und einen feinen Schmerz am Knöchel des linken Fußes. Ich betastete mich vorsichtig, fühlte nasse Erde an den Kleidern, und als ich mich rühren wollte, schmerzte der Fuß heftiger. Ich riß die Augen auf, es war stockdunkel und nicht die Hand vor dem Gesicht zu erkennen. Ich versuchte mich zu erheben, aber der Fuß ließ es nicht zu. Sobald ich ihn bewegte, war es mir, als ob jemand mit e'nem stumpfen Messer die Sehne durchschneide. Ich wußte, daß dies zum mindesten eine heftige Verstauchung, vermutlich aber ein Knochenbruch war.

Da lag ich krank, hilflos, in einer schauerlichen Nacht. Ich fühlte mit den Händen nach allen Seiten und stieß überall auf Erde. Es war offenbar eine leere Kalkgrube, in die ich gefallen war. Dies setzte voraus, daß ich mich in der Nähe des Dorfes befand. Ich dachte daran, daß man mich vielleicht hören würde, wenn ich tüchtig schrie. Und nun schrie ich, laut und lauter, in immer anderen Tönen, und

schließlich brüllte ich wie ein Tier. Meine eigene Stimme begann mir unheimlich zu werden. Ich hörte auf. Es war ja doch alles vergebens.

Nun kam mir in den Sinn, was wohl aus mir geworden wäre, wenn die Grube schon mit dem gelöschten weißen Kalk gefüllt gewesen wäre. Ich sah mich in Gedanken hineinsinken, langsam, ohne daß ich die Glieder regen konnte, und dann kam mir der schwammige Brei allmählich ätzend in den Mund und die Nase ... Die Sinne vergingen mir.

Meine Lage war gewiß nicht beneidenswert; aber wenn ich an den Kalk dachte, — Teufel, das wäre doch noch etwas anderes gewesen!

Ich begann zu frieren. Es schien mir, als stellte sich Fieber ein. Ich hüllte mich fest in die Kleider und zog den Hut über die Ohren. So lag ich, dösend, mit durcheinanderschwirrenden Gedanken, und jede Minute wurde zur Ewigkeit. Was sollte aus mir werden?!

Einmal war mir, als ob ein Knistern über mir am Rande der Grube hinfuhr. Zuerst wagte ich nicht aufzuschauen. Dann schielte ich doch hinauf, und nun schien mir, daß dort oben in dem ziehenden Nebel sich eine Gestalt über den Rand der Grube zu mir niederneige, eine vage, zerfließende, schweigende Gestalt, nur wie ein Schatten. Als ich dann ganz fest hinschaute, war die Gestalt fort, und nun hätte ich über meine dummen Einbildungen beinahe gelacht. Es war nichts als ein Nebelstreifen gewesen, natürlich, was sollte es denn sonst gewesen sein? Ja, und was war mir Toren denn überhaupt Besonderes geschehen? War meine Lage nicht im Grunde ganz harmlos? Da lag ich in einer Kalkgrube, mit verletztem Fuß, fror etwas und hatte einfach dem Morgen entgegenzuwarten, wo die Arbeiter kommen und mich finden würden. Das war das Ganze.

Nunmehr fing ich an, ganz ruhig und geduldig zu werden und fügte mich in meine Lage mit Gleichmut. Bald spürte ich, daß ich müde wurde. Ich lehnte den Kopf an die Wand der Grube und schloß die Augen. Ab und zu fühlte ich noch kalte Schauer mich überfallen. Dann trat mir endlich nichts mehr in das Bewußtsein, und ich begann hinüberzudämmern.

Als ich erwachte und die Augen aufschlug, war es heller Tag. Ich hustete, fror und fühlte mich schlecht. Mein Fuß brannte wie Feuer. Ich sah ein, es war höchste Zeit, daß etwas mit mir geschah, es konnte sonst leicht zu spät werden. Der Nebel war völlig verschwunden, ein hellblauer, strahlender Himmel leuchtete durch die viereckige Grube zu mir herab. Plötzlich hörte ich in der Nähe Stimmen. Ich rief. Dann lauschte ich. Die Stimmen brachen ab. Mir schien, sie flüsterten. Einige Augenblicke später neigte sich der Körper eines Menschen über die Grube. Es war unser Pfarrer im Amtsornat. Ich sehe noch seine großen verwunderten Augen und das mächtige Sammetbarett auf dem blonden Kopf. Dann drängten sich andere Köpfe vor, alle erschreckt und erstaunt. Man holte schnell eine Leiter und schob sie zu mir hinunter. Es kam jemand herabgeklettert und half mir behutsam an der Leiter auf. Nun sah ich, daß ich mich auf neu angelegten Teil des Kirchhofs befand. Ich hatte die Nacht in einem frisch geschaufelten Grab gelegen. Man trug mich vorsichtig in das Leichenhäuschen hinüber, damit ich dort warte, bis ein Wagen käme. Während des Wartens sah ich durch die Fenster des Häuschens hindurch, wie man einen Sarg vom Leichenwagen lud und auf jene Stelle hinabließ, wo ich die vergangene Nacht zugebracht hatte.

Der Maskenball.

Skizze von **Ferdinand Bolt.**

Die junge Frau Laura wäre gar so gerne auf den Maskenball gegangen, und Arthur, ihr Gatte, lieber ins Konzert. Lange stritten sich die Beiden deshalb herum, bis Arthur zu schimpfen begann und schließlich davonlief, doch nur, um von seinem „süßen" Frauchen ausgelacht zu werden.

Frau Laura nahm nun schleunigst aus dem Koffer ein wunderschönes Maskenkleid, eines aus hellroter Seide, steckte sich noch einige Röschen ins Haar und betrachtete sich dann wohlgefällig im Spiegel.

„Nun will ich aber wieder einmal gehörig mein Tanzbein schwingen," murmelte sie dabei; „schade, daß mein dummes Männchen nicht mitwill. Arthur tanzt nämlich so himmlisch! — Doch, es klingelt."

Schnell sah Frau Laura nach. Der Portier übergab ihr eine Karte. Sie war zwar an ihren Mann adressiert, aber zwischen ihnen gab es keine Heimlichkeiten. Und so las sie denn:

„Im Konzert alle Plätze besetzt. Gehen nun auf den Maskenball. Komm Du als Spanier, ich als Russe. Gruß Dein Freund

Willi."

Da lächelte die Frau verschmitzt in sich hinein, legte das Kärtchen auf ihres Mannes Pult und stob davon, um sich per Droschke in das Hotel bringen zu lassen. Sie wollte heute ihrem Lebensgefährten einmal einen kleinen Streich spielen und ihn gleichzeitig auf die Probe stellen, ob er ihr auch wirklich treu sei. Er hatte natürlich keine Ahnung, daß sie ein rosarotes Maskenkleid trug.

Arthur war mit seinem Ärger bald wieder fertig, kehrte zurück und erstaunte nicht wenig, seine Frau schon nicht mehr zu Hause vorzufinden. Die mußte es eilig gehabt haben! Nun wollte er sie aber auch einmal eifersüchtig sehen! Sein Blick fiel auf das Schreibpult, er las die Karte seines Freundes Willi, und nun war es ihm sogar ganz recht, daß er nicht ins Konzert konnte, denn sein Frauchen sollte doch heute für ihren Eigensinn gestraft werden. Schnell zog er sich vollends an, um den Freund aufzusuchen, der ihn schon vor der Haustüre empfing.

„Aber Willi", meinte Arthur nach der Begrüßung zu diesem, „mache du lieber den Spanier und ich den Russen. Meine Frau hat sicher deine Karte gelesen und vermutet mich unterm Spanierkostüm. Doch ich möchte sie gerne ein wenig eifersüchtig machen."

Die beiden Freunde gingen daraufhin in einen Kostümladen und nach einer Viertelstunde traten aus dem Hause ein hochgewachsener, schneidiger Russe und ein wildfeuriger Spanier, dem Maskenball zueilend.

Auf diesem herrschte schon regstes Leben. Überall im Saale wogten die Pärchen auf und ab, maskiert in allen Trachten.

Frau Laura hatte schon längst aufgepaßt, ob denn der Spanier und der Russe nicht bald kämen. Sie wollte sofort den Russen nehmen, um auf diese Weise ihren Mann zu ärgern. Zwar hatte er ja auch keine Ahnung, daß seine Laura als Rose im Saale blühte, sondern er dachte einfach, sich eine feine Tänzerin zu holen, um auf diese Art seine Frau eifersüchtig zu machen.

Nun betraten also die beiden Freunde den Saal. Schon bei der Türe wurde der Russe von einer rosaseidenen Maske beschlagnahmt und diese beiden tanzten dann den ganzen Abend miteinander, bis sie sich endlich in eine entlegene Fensternische zurückzogen und dort recht auffällig kokettierten, daß auch ja die schöne Laura beziehungsweise ihr Arthur es sehen sollten. Der Champagner floß dabei in Strömen.

Der Spanier kam auch einigemale vorbei, einen Scherz zurücklassend, um dann wieder im Strudel zu verschwinden.

Plötzlich schlug es zwölf Uhr. Die Masken mußten abgenommen werden. Auch der Russe und die Rose zeigten sich nun gegenseitig ihr wahres Gesicht, — doch wie zwei Geprellte sahen sich die beiden an. Das war ja Arthur und das dort seine Laura?!

Das junge Ehepaar hatte sich vom Schrecken bald wieder erholt, und, sich zärtlich umfangen haltend, schwur jeder Teil, nie mehr eigensinnig sein zu wollen.

Lustige Rundschau

* **Entsetzlich!** Einst besuchte ein Bischof aus Island den dänischen Königshof und wurde mit großer Auszeichnung empfangen. Namentlich die Königin erwies dem hohen Geistlichen ihre besondere Gnadenbezeigung. Da es mit dem Dänisch des Bischofs recht übel bestellt war und die Königin ihrerseits mit der schwierigen Sprache Islands nicht zurechtkommen konnte, wurde die Unterhaltung schließlich auf Deutsch weitergeführt. „Wie viele Kinder haben Sie denn?" fragte die Königin. Der ehrwürdige Bischof erinnerte sich nach einigem Nachdenken, daß „Kinder" auf isländisch „Schafe" bedeuten und so lautete seine Antwort: „Neunhundert, Eure Majestät." Die Königin fragte entsetzt: „Aber, wie ist es Ihnen denn möglich, diese alle zu ernähren?" „Nun ja", antwortete der Bischof, „ich schlachte im Herbste die Hälfte und der Rest läuft während des Winters draußen herum und sucht sich sein Futter selbst."

*

* **Schwieriges Exempel.** Wer löst folgende Rechenaufgabe? A ist Schalter 6 des Postamtes. B ist die Reihe von Leuten, die an diesem Schalter abgefertigt werden sollen. C ist der Ort, wo Herr Müller um 4 Uhr stand. D ist der Ort, wo Herr Müller um 5 Uhr stand. E ist der Ort, wo Herr Müller um ½5 Uhr stand. Frage: Was für ein Gesicht wird Herr Müller machen, wenn er bei A angelangt ist und merkt, daß er am Schalter 7 zuständig ist?

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.